

F. W. Hackländer

EINE REISE NACH PARIS.

Es gibt auf der ganzen Welt nichts Heimlicheres und Angenehmeres, als im eigenen bequemen Wagen mit Postpferden von einem Ort zum andern zu reisen. Der Wagen ist eingerichtet wie eine gut möblirte Wohnstube; man hat alle Reisebedürfnisse des menschlichen Lebens rings um sich vereinigt. In jener Ecke ruht Pfeife und Taback verborgen, in der andern eine ganze Bibliothek. Im Fond befindet sich die Uhr, vorne liegt das Fernrohr; und man braucht nur unter den Sitz zu langen, um eine wohlgefüllte Korbflasche zu ergreifen; das nöthige Glas hierzu findet man in einer der Seitentaschen. Ja, und bei dieser höchst lebenswürdigen Art zu reisen, hat man in Vergleich mit allen andern Arten des Fortkommens ungeheure Vorzüge. Ich brauche mich nicht nach einer eigensinnigen Postuhr zu richten, die mich grausam straft, wenn der Oberkellner meines Hotels die Rechnung zu langsam anfertigt, oder wenn der Hausknecht mit meinen schweren Koffern nicht schnell genug auf das Bureau trabt. Dabei fahre ich in meinem eigenen Wagen schneller und überhole die Post, d. h. in Deutschland, schon nach den ersten Stationen, wenn ich vielleicht auch eine Stunde später abgefahren bin. Nebenbei ist meine persönliche Freiheit in keiner Weise eingeschränkt. Ich kann meine Beine ausstrecken, wie ich will, und der unberechenbarste Vortheil ist unstreitig der, daß ich keinem reisenden Engländer gegenüber zu sitzen brauche. Fahre ich mit einem lebenswürdigen Begleiter oder mit einer noch lebenswürdigeren Begleiterin, so brauche ich dem Postillon nur an einer schönen Stelle zuzurufen, daß er halten soll, und wir können eine anmuthige Gegend, ein schönes Schloß, eine herrliche Ruine mit aller Muße beschauen. Bin ich allein, so kann ich, wenn es mir darum zu thun ist, Gesellschaft zu haben, und ich zu Thorheiten aufgelegt bin, überall welche finden. Und dann erst das Fahren in einer schönen Sommernacht! Es muß im Laufe des Tages ein wenig geregnet haben, damit der Staub nicht aufwirbeln kann. Dichte Wolken ziehen noch langsam über der Erde hin, und der volle Mond arbeitet sich ruhig hindurch, die Gegend mit hellen Streiflichtern verzierend. Ein Postillon lobt dem andern beim Umspannen die Größe

des Trinkgeldes, und alle fahren wie besessen darauf los. Du liegst in die Ecke des Wagens geschmiegt, vorn auf dem Bocke sitzt der Bediente, leise mit dem Schwager plaudernd. Die Wagenlaterne wirft einen zitternden Schein auf den Boden, und wie Mücken ein Licht in der Stube umflattern, so springen, vom raschen Fahren aufgeregt, kleine Erdklümpchen in dem hellen Scheine hin und her. Ach, und die ganze Natur ist so still und feierlich; es wird dunkel nah und fern, und Alles nimmt eine phantastische Gestalt an. Die riesenhaften Pappeln an der Chaussee huschen eilfertig vorbei, und wenn man auch von Weitem ganz genau sah, wie sie dicht beisammen standen und mit einander plauderten, so stehen sie doch beim Näherkommen gerade und vereinzelt da, wie ertappte Schulbuben. Und dann in der Nacht die Einfuhr in eine Stadt, das Klirren auf dem Pflaster, die schlafenden Häuser, das Blasen des Postillons – das ist die Poesie des Reisens!

Ja, dieß ist freilich die Poesie des Reisens, aber sie ist sehr theuer und schon fast ganz verschwunden; man wird bald nur noch von ihr den Kindern und Enkeln erzählen können, wie von einer alten, fabelhaften Geschichte. An die Stelle der Chaussee, die sich malerisch zwischen Thal und Berg windet, ist der Schienenweg getreten, der einförmig und langweilig in gerader Linie dahin zieht. Statt des sanft schaukelnden Wagens sind Diligencen, Waggons, Charabancs, und wie alle diese Marter-Instrumente noch heißen mögen, entstanden, die in einer ewigen, nervenzerstörenden Bewegung durch ein feuerspeies Ungeheuer, Locomotive genannt, mit rasender Schnelligkeit dahin gerissen werden – bald auf hohen Dämmen über tiefe Thäler hinweg, bald mit entsetzlichem Gekrach und Geseufze, durch den Schooß der Erde.

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh'.

Es war im Sommer 1844 zu Cöln am Rhein. Da saßen wir etwa unser Zehn, einträchtig in den großen Omnibus des Königlichen Hofes gezwängt, um hinaus nach dem Bahnhof zu fahren. Es wäre ungefähr Zeit gewesen, um nicht gerade in der letzten Minute anzukommen. Doch gefiel es dem lieben Gott, unsere Geduld in der Gestalt eines reisenden Engländers, eines langbeinigen, klapperdürren und rothhaarigen Gentleman aus dem Specereiladen, hart auf die Probe zu stellen. Obgleich dieser Edle, wie wir, vor Fünf aus dem Schlaf

war aufgestört worden, obgleich man ihn fünf- bis sechsmal geweckt hatte, so forderte der liebenswürdige Ausländer gerade in dem Augenblick warmes Wasser zum Rasieren, als wir nach hastigem Verschlingen unseres Frühstücks in den Wagen stiegen. Und wir mußten warten, wir alle, unser Zehn, mußten warten dieses einzigen lumpigen Engländers wegen. So will es das Gasthofgesetz. Endlich kam er die Treppen herab, bezahlte aufs Umständlichste seine Rechnung, zankte sich über einige Pfennige, die ihm zu viel angerechnet seien, und war nicht eher zum Einsteigen zu bringen, als bis der Kutscher in die Pferde hieb und alles Ernstes Miene machte, davon zu fahren.

Man muß es dem Bahnhof in Cöln nachsagen, daß er aufs Zweckmäßigste eingerichtet ist. Die Anfahrten sind alle sehr bequem, die Räumlichkeiten für Passagiere und Güter wohl eingerichtet, und das Personal sehr zuvorkommend und höflich. Es war, wie gesagt, schon ziemlich spät geworden, und um die Kasse wogte und drängte es ganz gewaltig. Man hat hier eine sinnreiche Einrichtung getroffen, um das heranströmende Publikum zu vermögen, daß es sich von einer Seite zur Kasse hinbegibt und von der andern Seite wieder wegflutet. Sie besteht in einer Barriere, die in einem spitzen Winkel gerade so nahe vor das Kassenfenster gerückt ist, daß sich allenfalls noch ein ziemlich wohlbeleibter Mensch durchdrängen kann. Zum Überfluß für Jemanden, der, obgleich er eine ganze Reihe Leute dort ankommen und hier abgehen sieht, noch im Zweifel sein könnte, ob sie auch den richtigen Weg gewählt, sieht man an jeder Seite der Barriere eine große fette Hand gemalt, die ruhig und gemessen jedem Ankommenden den Weg zeigt. Man muß also schon sehr verhärtet oder ein ganzer Engländer sein, um trotz diesen deutlichen Hinweisungen die Sache verkehrt anzugreifen. Heute Morgens aber passirte es nicht nur einem Einzelnen dieses seltenen Volkes, sondern als ich in die Barriere trat und ungefähr noch der Sechste bis zum Kassenfenster war, lenkte drüben eine ganze Familie Engländer nach sorgfältigem Umherschauen und Prüfen in den verbotenen Weg ein, uns entgegen. Es war ein Engländer Vater, eine Engländerin Mutter, und sechs englische Kinder, alle acht sehr pikant blond und äußerst mager. Alle hatten den Mund weiter geöffnet, als gerade nöthig war, – ein stark ausgeprägter Familienzug – nur ließen die drei jungen Gentlemen gleich dem Vater die Unterlippe herabhängen, während die drei Ladies, analog der Mutter, die Oberlippe emporzogen. So standen wir, zwei feindliche

Parteien, einander gegenüber, und meine überhöflichen Landsleute, wenn sie bei dem Kassenfenster vorbei sich durch die wegsperrenden Engländer mit Mühe hindurch zwängten, baten diese freundlichst um Verzeihung. Gerade vor mir in der Barriere stand ein Mann von ganz kolossalem Körperbau. Der Raum war ihm eigentlich zu klein, denn er mußte halb links vorwärts marschiren, um die Barriere nicht auseinander zu drücken. Ich war recht auf den Augenblick gespannt, wo dieser Koloß der englischen Familie drüben begegnen würde, weil neben ihnen ein Ausweichen nicht zu denken war. Jetzt hatte er sein Billet gelöst und stand nun mit einer sonderbar lächelnden Miene dem Engländer gegenüber. Dieser drängte seinerseits auch vorwärts, Madame drängte ihren Herrn Gemahl, und die sechs Kinder im entsetzlichsten Gedränge drückten die Mutter vorwärts. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Sie öffneten ihre Mäuler weiter und zogen sie krampfhaft zusammen, wie Fische auf trockenem Sand. Aber alle Anstrengungen waren vergebens. Der dicke große Mann ging unaufhaltsam und ruhig weiter, wie das Verhängniß, und riß alles Widerstrebens ungeachtet die ganze Familie mit sich fort. Der Engländer fluchte auf Englisch, der dicke Mann schimpfte Deutsch dazwischen, einige Bahnaufseher bemühten sich, die Streitenden zur Ruhe zu bringen, der Kassier streckte seinen Mund an die kleine Öffnung und bat um Stille, dazwischen begann die große Glocke zu läuten und gab das Zeichen zur Abfahrt. Alle, mit Ausnahme jener Insulaner, hatten ihre Billets und eilten in die Säle, die auf den Bahnhof führten. An der Ecke schaute ich mich noch einmal um, und der Engländer, dem jetzt Ein- und Ausgang zu Gebot stand, wählte trotz der Ermahnung des Kassiers aufs Neue den letztern, um vorzudringen, und ging, als er endlich seine Billets errungen, ruhig auf der andern Seite ab. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß der Engländer dieses Gegen-den-Strom-Schwimmen mit allen Seefischen gemein hat. Es liegt in seiner Natur, er kann nicht anders.

Die Plätze aus der Eisenbahn sind bekanntlich in drei Classen eingetheilt, erste, zweite und dritte, oder Diligence, Charabancs und Waggons, und fast ohne Unterschied ist auf allen Bahnen für die Bequemlichkeit des zweiten und dritten Platzes sehr schlecht gesorgt, obgleich sie, namentlich der zweite, bei Weitem mehr als der erste benutzt werden. Auf der rheinischen Bahn sind die Diligencen allerdings recht zierlich und elegant eingerichtet. Sitz und Lehnen sind

gepolstert, und durch die Eintheilung der Plätze ist es möglich geworden, daß jeder Reisende eine Ecke hat. Auf der zweiten Classe dagegen sind die Sitze kaum mit einem magern Polster versehen, die Wagen haben keine Scheiben und man kann sich vermittelst eines zwilchenen Vorhanges kaum gegen Regen und Wind schützen. Da das Wetter im Verhältnisse zum Charakter des ganzen Sommers gut zu nennen war, so nahm ich mir einen Platz der zweiten Classe, setzte mich aber auf einen der dritten, deren Wagen gänzlich unbedeckt sind und eine freie Aussicht gewähren.

Es war die höchste Zeit, und kaum hatten wir uns niedergelassen, als die Locomotive, das dritte Geläute auf dem Bahnhofe mit ihrem eigenthümlichen gellenden Pfiff beantwortend, sich langsam in Bewegung setzte und davon fuhr. Die ersten Stationen auf der Bahn von Cöln nach Aachen bieten nicht viel Interessantes dar. Das Terrain ist eben und flach, und kleine Hügel haben höchstens einen zwanzig Fuß tiefen Einschnitt oder einen eben so hohen Damm bedingt.

Die Gesellschaft unseres Wagens bestand theils aus Arbeitern, Handwerksleuten, Soldaten, Krämern, meistens Leuten, die in Geschäften reisten; theils befanden sich viele Passagiere der ersten und zweiten Classe hier, die wie ich einen Blick auf die Gegend thun wollten. Mir gegenüber saßen ein paar gelehrte Herren aus der Schweiz, die sich freuten, an mir Jemanden gefunden zu haben, der hier bekannt war und sie über Manches aufklären konnte. Wir wurden in kurzer Zeit recht bekannt mit einander, und da sie auch nach Brüssel und weiter hinaus wollten, so würden wir uns wahrscheinlich zu einer Gesellschaft vereinigt haben, wenn nicht der Dämon der Zwie tracht schon auf der nächsten Station eine junge hübsche Wienerin zwischen uns gesetzt hätte, die durch ihr freies, munteres Benehmen den würdigen Herren ein Ärgerniß gab, welches sie bis auf mich auszudehnen Ursache zu haben glaubten. Diese junge Dame, sehr fein und elegant gekleidet, hüpfte, als der Wagen hielt, herein, schaute sich neugierig nach allen Seiten um, und kam erst im Augenblicke, als der Zug wieder fortging, auf eine etwas gewaltsame Art zum Sitzen, indem sie durch das Prellen der Wagen fast umgeworfen wurde und sich wahrscheinlich wehe gethan hätte, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen. Erstes Ärgerniß der beiden Herren, welches sich durch eine nur sparsam fortgesetzte Conversation kund gab. Desto mehr aber plauderte meine kleine Nachbarin, und bald hatte

sie mir Zweck und Ziel ihrer Reise anvertraut. Sie war kürzlich verheirathet und reiste in Begleitung ihres Mannes, der aber, häufig an Kopfschmerzen leidend, es nicht wagte, sich der Zugluft auszusetzen, und deßhalb auf der ersten Classe geblieben war. Sie zeigte mir oben an der Stirn die Stelle, wo er zu leiden pflegte, und erzählte, daß sie nach Aachen wollten, um dort die Bäder zu gebrauchen. So ein Wagen auf der Eisenbahn ist eigentlich recht dazu gemacht, um eine heimliche Conversation zu führen, denn das Rasseln und Dröhnen ist so groß, daß die Nebensitzenden genau Achtung geben müssen, um von dem Gespräch etwas zu erlauschen.

Hinter uns saßen ein paar ehrliche Handwerker mit ihren Frauen, welche sich über die verschiedenen Unglücksfälle laut genug unterhielten, die auf den Eisenbahnen schon passirt seien. Obgleich durch die guten Einrichtungen der Direktion und die Umsicht der Locomotiv- und Zugführer in der Art sich nicht viel zugetragen hat, so wurden doch einzelne Vorfälle von den guten Leuten so ins Entsetzliche gezogen, daß meiner kleinen Nachbarin angst und bang wurde. Namentlich die Geschichte des armen Mädchens, vor kurzem passirt, die, in einem der offenen Wagen sitzend, sich bis zum Tunnel mit einer Nachbarin recht freundlich unterhalten hatte, aber verschwunden war, als der Convoi aus der jenseitigen Öffnung wieder hervorkam. Man schickte natürlich von der nächsten Station gleich wieder zurück und fand die Unglückliche in höchst beklagenswerthem Zustande im Tunnel liegen. Obgleich sie nichts gestand, erklärte man sich die Sache auf die natürlichste Weise, daß sie nämlich aus dem Wagen gesprungen sei, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen.

Meine kleine Nachbarin, die nicht gut begreifen konnte, wie ein Mensch seines Lebens so überdrüssig sein könne, rückte näher an mich heran und erkundigte sich etwas ängstlich, ob es denn nicht vielleicht möglich sei, daß das Mädchen schwindelig geworden oder daß der sehr starke Luftzug etwas zu dem Unglück beigetragen. Sehr naive Fragen, die ich im Angesichte des unterirdischen Weges aus wohl erklärbaren Gründen achselzuckend beantwortete. Jetzt stieß die Locomotive einen gellenden Pfiff aus. Das Rasseln und Klappern der Maschine, die jetzt in den Eingang des Tunnels fuhr, war wirklich betäubend. Meine kleine Nachbarin fuhr aus Schrecken heftig zusammen und gegen mich hin, ich fuhr aus Mitgefühl etwas Weniges gegen sie hin, und so fuhren wir zusammen durch den fast eine halbe

Stunde langen, gänzlich finstern Tunnel. Eine wahre Höllenfahrt, das Dröhnen, Rasseln, Klappern der Maschine, das Knirschen der eisernen Räder gegen die Schienen, doppelt fürchterlich durch das Gewölbe, das uns rings einschließt, hiezuh der Lärm des Dampfes, der Weg, den wir durchfliegen, finsterner als die dunkelste Nacht, nur zuweilen erhellt von den rechts und links umherfliegenden feurigen Kohlen, die Alles noch schrecklicher machen und hier und da in tausend Funken zerstieben, auf wenige Sekunden die erstaunten und ängstlichen Gesichter beleuchtend. Auch ohne Furcht athmet man jenseits etwas leichter auf, beim Eintritt ins rosige Licht.

Meine Nachbarin hatte, wie sie mir gestand, die Augen fest geschlossen gehabt und alle Heiligen zum Schutz angerufen. Doch wollte sie gefunden haben, daß der Luftzug nicht so stark sei, als sie sich vorgestellt. Auch glaubte sie nicht, daß er im Stande wäre, ein Mädchen zu entführen. Ihren eleganten weißseidenen Hut hatte er aber dennoch ein wenig auf die Seite gerückt. Auch auf die beiden erwähnten Herren schien der Druck der Luft sonderbar eingewirkt zu haben, denn sie, die früher gegen uns gekehrt waren, hatten jetzt plötzlich eine ganze Schwenkung gemacht und zeigten uns ihre Kehrseite.

Unterdessen fuhren wir rasch vorwärts, erreichten Düren mit seinen vielen Dampfmaschinen und mit seinem unausstehlichen Glockenspiel, das alle Viertelstunden, seit den zwanzig Jahren, die ich diese Stadt kenne, die Melodie des bekannten Liedes: »Heil dir im Siegerkranz« spielt, sahen bald darauf Stolberg mit seinen Kupferwerken und Galmeigruben, deren große flackernde Feuer sich namentlich Abends sehr gut ausnehmen, und kamen so in die Gegend von Aachen. Die Eisenbahn hat hier einen sehr schönen Wald durchschnitten, der früher in seinem dichten Laubwerk zwei malerisch gelegene Burgen des alten Kaisers Karl verbarg, zu welchen man nur auf vielfach gewundenem Wege hingelangen konnte. Es that mir leid um die schönen alten Ruinen. Ihre heimliche Lage ist verschwunden, der Damm der Bahn führt haushoch neben ihnen vorbei und stellt sie neben sich und der kolossalen Brücke über das Wurmthäl, das hier beginnt, den Blicken recht kalt und prosaisch bloß.

Jetzt sind wir in Aachen, haben zur Rechten die alte Kaiserstadt mit dem Dome Karls des Großen, rings von freundlichen Bergen umgeben, unter denen der sogenannte Lußberg hoch emporragt. Links

liegt das kleine Burtscheid mit seiner stattlichen Abtei und den steilen engen Straßen. – Arabien mein Heimathland! – –

Der Zug hält hier eine halbe Stunde an, und alle Passagiere verlassen die Wagen, um sich durch einige freie Bewegungen von dem heftigen Zusammenrücken zu erholen. Meine kleine Nachbarin suchte ihren Mann auf, mit dem sie gleich darauf zurückkam und uns gegenseitig vorstellte. Eine unglückliche vertrocknete Gestalt, der Herr Gemahl, und ganz das Gegentheil seiner Begleiterin. Er hatte, obgleich es nicht kalt war, drei Röcke über einander an, wenn ich nicht irre, eine ungeheure Halsbinde *à l'Anglaise* bedeckte ihm Kinn und Mund, und unter dem Hute blickte eine schwarzseidene Mütze hervor, die er als Mittel gegen das Kopfweh trug. Die junge Dame, der ich von den Schönheiten der nun folgenden Bahn keine schlechten Schilderungen gemacht, sah mit Sehnsucht nach Westen, wo sich der Schienenweg den Berg hinanzog, und machte einige leise schüchterne Versuche, den Herrn Gemahl zum Weiterfahren zu bewegen.

»Lieber Fritz,« sprach sie, mit der vollen Kraft ihrer einschmeichelnden Stimme, »wir wollten ja ohnehin nach Brüssel. Wenn Ihnen nun das Fahren Erleichterung verschafft, so wäre es am Ende besser, wir setzen heute unsere Fahrt bei dem guten Wetter fort.«

Obgleich ich der jungen Frau, aber natürlich in dem gleichgültigsten Tone half, so warf ich doch einige nicht schlecht klingende Phrasen dazwischen, und am Ende sagte der Gemahl Ja und ging hinweg, um Karten bis Brüssel zu holen. Als er zurückkam, versprach er obendrein, er wolle einen Versuch machen, bei uns auf dem offenen Wagen zu fahren, was von der hübschen Wienerin mit großer Freude aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit gingen die gelehrten Herren um uns herum, wie brüllende Löwen, und wandten ihr Gesicht weg, wenn sie in meine Nähe kamen. Auch sah ich hier die ganze Heerde maulaufsperrender Engländer wieder, die sich in allen Ecken des Bahnhofes umhertrieben, an der Spitze Vater und Mutter, denen die Kinder alle Bewegungen, alle Ausrufe des Erstaunens oder der Mißbilligung auf das Genaueste nachmachten. Jetzt ertönte die Glocke wieder und Alles strömte in die Wagen, um einen guten Platz zu bekommen, unter dem hier das Umgekehrte wie bei gewöhnlichen Fuhrwerken zu verstehen ist, indem die Rücksitze des Luftzugs wegen sehr gesucht

sind. Hier beginnt mit einer sehr starken Steigung, von einer stehenden Maschine gezogen, die Fahrt nach Verviers und Lüttich, die jeden Schritt Terrainhindernisse zu überwinden hat und deßhalb vielleicht zu den merkwürdigsten Eisenbahnen der ganzen Welt gehört.

Ein galvanischer Telegraph gibt der zwei Stunden von Aachen auf der Höhe stehenden Maschine ein Zeichen, daß Alles bereit sei, worauf sie sich in Bewegung setzt. Im Vergleich zu der sehr starken Steigung geht es rasch genug hinauf. Oben wartet die Locomotive, die von hier bis Herbsthal ihre ganze Kraft gebrauchen muß, da die Bahn beständig im Verhältniß von 1 bis 120 aufsteigt.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten der schönen rheinisch-belgischen Bahn genau und ausführlich, wie es schon oft geschah, zu beschreiben. Nur freut es mich, daß selbst mein kranker Wiener versicherte, es gereue ihn nicht, die Tour zu machen, und daß seine liebenswürdige Frau ganz außer sich war. Bald stand sie auf, um so die Sache besser übersehen zu können, bald wandte sie sich um, und lachte, wenn der Kohlenstaub der Maschine sie augenblicklich nöthigte, die Augen zu schließen.

Gleich auf der Höhe hinter Aachen windet sich die Bahn durch tiefen Sand fort, und man verläßt nur die unterirdischen Wege, um auf hohen Brücken über tiefe Thäler zu fliegen. Dabei ist die Gegend sehr schön – ein dichter Wald, der sogenannte aachener Busch, mit kleinen, aber sehr tiefen Thälern, aus denen hier und da freundliche Häuser hervorblicken – vorbei, vorbei! Kaum sieht man einen bemerkenswerthen Punct vor sich, so hat man ihn erreicht und läßt ihn gleich darauf weit hinter sich. Jetzt pfeift die Maschine aufs Neue, und wenn man aus dem Wagen späht, um das Stationshaus oder einen Tunnel zu erblicken, dem das Signal gelten könnte, wird man überrascht, ich möchte sagen, erschreckt, da man bemerkt, wie der Zug auf ein sehr breites und tiefes Thal losrast, und man keine Idee hat, wie da hinüber zu kommen. Jetzt biegt sich die Bahn etwas, und man sieht durch das Thal lang hingestreckt ein wahrhaft riesenhaftiges Werk, eine ungeheure Brücke, die von einer Höhe zur andern führt. Die Bogen sind doppelt über einander gesetzt, und die Höhe der mittleren beträgt an 220 Fuß. Dieß Werk ist, was elegante Bauart anbetrifft, nur mit den schönsten der altrömischen Wasserleitungen zu vergleichen, vielleicht mit der des prachtliebenden Justinian bei Konstantinopel. Es ist die bekannte und berühmte Brücke über das Geulthal.

Bei Herbesthal an der preußisch-belgischen Gränze, durch eine große eiserne Brücke repräsentirt, welche diesseits den preußischen Adler, jenseits den belgischen Löwen führen wird, mußten wir eine Zeit lang warten, theils der Mauth halber, theils um einen Eisen-Convoi zu erwarten, der von Lüttich hier angezeigt war.

Bald darauf setzten wir uns wieder in Bewegung, begleitet und beaufsichtigt von einer Menge belgischer Zollbeamten, die hoch auf den Wagen thronen, um zu überwachen, daß nicht ein vorwitziger Passagier unvisitirt den Zug verließ. Obgleich an diesen Gränzen alles Mögliche gethan ist, um den Verkehr zu erleichtern, und das Visitiren selbst ohne sonderliche Strenge vor sich geht, so hat man sich doch z. B. sehr in Acht zu nehmen, daß man nicht ein kleines Päckchen, einen Nachtsack oder dergleichen bei sich im Wagen hält, indem man es den Blicken der nachsuchenden Officianten zu entziehen weiß. Ein solches würde nämlich in Verviers fortgenommen und ohne Gnade plombirt nach Aachen zurückgeschickt werden. Meine Nachbarin führte eine kleine zierlich gearbeitete Reisetasche bei sich, in welcher sie allerlei überflüssige Gegenstände hatte, die ihr aber sehr nothwendig erschienen, als Flacons, einige Bücher, verschiedene Schachteln mit Magenpastillen u. dgl. m. Doch war ihre Furcht und Gewissenhaftigkeit so groß, daß sie dem Mauthofficianten die ganze Geschichte einhändigen wollte, der sie aber lachend zurückwies. Überhaupt kann ich nicht umhin, sowohl den preußischen als den belgischen Douanen das Zeugniß zu geben, daß sie sich bei ihrem delicates Geschäft mit äußerster Schonung und Artigkeit benehmen.

Von Dolhain, das neben dem hohen Damme der Bahn tief im Grunde liegt, und wieder hoch von der Veste Limburg überragt wird, fällt die Bahn noch stärker, als sie von Aachen nach Herbesthal stieg. Die Locomotive arbeitet hier gar nicht, sondern der Zug läuft von selbst hinab, sorgfältig überwacht von den Maschinisten und Conducteuren, von denen sich jeder bei seinem Posten an Bremse und Hemmmaschine befindet. Auch ist diese Vorsicht hier nicht unnöthig. Der Weg geht an einem felsigen Thalgeländer vorbei, und da oft große Steinmassen es gänzlich unmöglich gemacht haben, die Bahn geradeaus zu führen, so bildet sie zuweilen starke Krümmungen. Bei abschüssigen Stellen und starken Biegungen hat man die inwendige Schiene einige Zoll tiefer gelegt, wodurch die Wagen etwas schief zu stehen kommen. Obendrein hat man auch noch zwischen den Geleisen eine

dritte höhere Schiene angelegt, und durch diese Vorsichtsmaßregel ist an solchen gefährlichen Stellen das Ausspringen des Zuges gänzlich unmöglich gemacht.

Bald sahen wir Verviers vor uns; eine sehr gewerbfleißige Stadt, liegt sie in einem schönen Thale, zwischen großen Gärten und Parkanlagen der reichen Fabrikherren versteckt. Der Schienenweg läuft längs einem ziemlich lebhaften Theile Verviers vorbei, um auf die andere Seite zu dem Bahnhofe zu gelangen. Sie schneidet hier die schönsten Gartenanlagen zuweilen mitten entzwei, und die reichen Eigenthümer haben ihr Besitzthum durch kolossale Brücken, die sie über die Bahn hinwegführten, nothdürftig wieder zusammengeflickt. Hier in Verviers wird alles Passagiergut, das am Platze bleibt oder weiter ins Belgische geht, visitirt, zu welchem Ende das ganze Gepäck in einen großen Saal geschleppt wird, wo man es auf Tische legt, die dort im Quadrat aufgestellt sind. Ich hätte mir diese Ceremonie noch gefallen lassen, wenn man einzeln oder wagenweise dort hineingeführt worden wäre, aber wir mußten alle auf einmal in den Saal, wurden mit den freundlichsten Mienen und lieblichsten Worten angelockt, und kaum war man darin, so war man gefangen und wurde nicht wieder hinausgelassen.

Da unser Convoi sehr stark war, so herrschte in dem Saale ein wahrhaft betäubendes Gewühl und Spectakel. Da wurde gedrängt, gestoßen, gerufen, geweint, geflucht, gebeten, gelacht, Alles in mehreren Sprachen; doch war deutsch und französisch vorherrschend. Eine unglückliche, sehr dicke und ältliche Dame arbeitete sich wie rasend durch das Gedränge und suchte nach einer Haubenschachtel, die ihr abhanden gekommen. Wo sie ein Gepäckstück erblickte, das mit dem verlorenen irgend eine Ähnlichkeit hatte, stürzte sie furienartig darauf hin, und es begann dann nicht selten ein Kampf auf Leben und Tod. So mit der maulaufsperrenden englischen Familie. Die beiden jüngsten Sprößlinge derselben waren vom Papa in eine Ecke postirt worden, wo ihr ganzes Gepäck beisammen lag. Unglücklicherweise hatte sich die Haubenschachtel der dicken Dame hinter zwei riesigen Koffern der englischen Familie verkrochen. Aber was bleibt dem ängstlich suchenden Blick einer Mutter verborgen? Bald hatte sie ihren verlorenen Liebling entdeckt, und die beiden jungen Engländer bei Seite schiebend, wollte sie sich ihrer Schachtel bemächtigen. Doch Albions Jugend wich nicht vom Platze, und der Ältere behauptete:

dieß Stück gehöre seinem Papa. Unglückliche alte Dame! Vergebens war ihr Bemühen, zu der Schachtel zu dringen; die beiden riesigen Koffer dienten den Insulanern als Bollwerk, und sie gaben die Schachtel nicht heraus, denn sie behaupteten, es sei ein Stiefelkoffer der Mama. Anfänglich erstarrte die dicke Dame bei dieser frevelhaften Äußerung, und die Arme sanken ihr matt herab. Dann aber machte sie mit verdoppelter Wuth einen neuen Angriff, wälzte sich über einen der Koffer hin, riß mit augenblicklicher Geschwindigkeit von der Schachtel den Deckel ab und zog eine ungeheure Haube hervor mit handbreiten Kanten und feuerrothem Bande, und darauf begann sie dieß Beweisstück den jungen Engländern so kräftig wie möglich um die Köpfe zu schlagen. Diese ließen überrascht ihre Unterlippen noch weiter herabhängen als sonst, und die dicke Frau entfernte sich triumphirend mit ihrem wieder eroberten Schatz. Man muß aber ja nicht glauben, daß diese Scene große Aufmerksamkeit erregt hätte. Es wurden deren an allen Ecken des Saales mehr oder minder starke gespielt. »Nehmen Sie sich nur in Acht,« schrie eine Stimme, »Sie werfen mir ja Ihren Koffer auf meinen Nachtsack!« – »Hören Sie, mein Herr,« schrie eine andere, »ich finde es durchaus nicht gentil, sich so vorzudrängen.« – »Herr Controleur, ich bitte Sie, einen Augenblick!« – »Mir fehlt mein Nachtsack!« jammerte ein Anderer dazwischen. – »O, er wird sich finden!« – »Ich versichere Sie, nein, er fehlt, er ist grün, roth und weiß, mit einem messingenen Schloß. Ich kenne ihn unter Tausenden heraus.« So ging es in dem Saale fort. Das war ein entsetzliches Durcheinander von Effecten, Menschen und Stimmen. Dazwischen rasselten die Schlüssel und dröhnten die schweren Koffer, wenn sie mit voller Kraft zugeschlagen wurden. Damen öffneten ihre Riechfläschen, und auf allen Gesichtern malte sich eine gewisse Angst; kam es von der stürmischen Menschenmenge her, oder erblaßte manch hübsches Gesicht, wenn es sah, mit welcher Fertigkeit die Beamten ein verborgenes Fach im Koffer aufzufinden wußten?

Ich stand in einer Ecke an der Thüre und beschützte meine kleine Wienerin aus allen Kräften gegen die stoßende und herandrängende Volksmenge. Ich deckte sie so viel wie möglich mit meinem Körper und brauchte meine Ellbogen auf das Kräftigste, um einiger Maßen Platz zu machen. Doch vergebens. Unser Platz an der Thüre war einer von den schlechtesten. Der Herr Gemahl hatte sich entfernt, um nach

seinen Koffern zu sehen, und wenn wir auch vor wenigen Augenblicken seine schwarzseidene Mütze hier und da auftauchen sahen, so war er doch jetzt im Gedränge verschwunden, und ich konnte ihn nirgends mehr entdecken. Seine großen Koffer standen noch unangerührt auf dem Tische, und einer der Beamten klopfte zuweilen laut mit der Hand daran, um den Eigenthümer herbei zu locken, da nicht viel Zeit mehr übrig war. Meine Begleiterin suchte in steigender Angst mit den Augen ihren Gefährten und wurde blaß und immer blasser. Sie hielt sich krampfhaft an meinen Arm und zitterte heftig. Auch mir war es unbegreiflich, wo ihr Mann mochte hingerathen sein. Plötzlich schaue ich durch die Glasthür neben mir und sehe ihn von den Wagen kommen, ein kleines Packet in der Hand, das er wahrscheinlich vergessen hatte. Das Gedränge um uns wurde immer heftiger. Alles strömte vorbei, um den andern Ausgang zu gewinnen. Trotz dem, daß ich meine Nachbarin so gut wie möglich beschützte, konnte ich doch nicht verhindern, daß ein schwerer Koffer, der bei uns vorbeigeschleppt wurde, sie etwas unsanft berührte. Sie zuckte zusammen, schloß die Augen und fiel ohnmächtig in meinen Arm. Da befand ich mich denn in einer ganz verfluchten Stellung. Draußen der Gemahl an der Glasthür, den die Beamten als ihrem Reglement zuwider dort nicht hereinlassen wollten. »Öffnen Sie doch!« schrie der unglückliche Mann, und dabei blickte er mich an, als er sah, daß seine Frau mit geschlossenen Augen in meinem Arme lag. »Öffnen Sie doch!« Was sollte ich um Gotteswillen anfangen? der Beamte, der innerhalb stand, und der, wenn von der Thür die Rede gewesen wäre, doch wohl selbst am besten hätte öffnen können, wandte sich beim Anblick meiner ohnmächtigen Gefährtin zu mir hin, indem er mir sagte: »Ja, mein Herr, öffnen Sie, es ist besser!« Und mir flammte in diesem Augenblick ein ungeheures Licht auf. Doch wie sollte ich Ärmster öffnen, da ich genug zu thun hatte, um die unglückliche Wienerin festzuhalten. Alles strömte unerbittlich bei mir vorbei. Da gewahrte ich zum Glück jene dicke Dame, deren pfiffig lächelndes, freudestrahlendes Gesicht verkündete, daß sie irgend eine unbedeutende Kleinigkeit glücklich eingeschmuggelt habe.

»Madame,« rief ich ihr zu, indem ich sie beim Kostbarsten, was sie besaß, bei ihrer Haubenschachtel, festhielt, »stehen Sie mir einen Augenblick bei.«

»Öffnen Sie,« schrie der Gemahl draußen. – »Öffnen Sie,« sagte der Beamte. – Und ich setzte mit halb angewandtem Gesicht hinzu: »Ja, Madame, öffnen Sie.«

Eine zierlich gearbeitete Broche war von der kunstfertigen Hand der alten mitleidigen Dame alsbald beseitigt; im selben Augenblick verschwand der Gemahl an der verschlossenen Glathür, um auf der andern Seite den Eingang zu gewinnen. Meine arme kleine Ohnmächtige athmete tief auf und wollte noch immer nicht die Augen öffnen, obgleich an ihrem schwarzseidenen Oberrock schon drei Schleifen geöffnet waren. Dem Himmel Dank, daß in diesem Augenblick der bestürzte Wiener herbeikam und ich ihm seine Frau überliefern konnte, bevor die unermüdlich dicke Dame in ihrem Enthüllungs-Geschäft weiter fortschritt. Ich wollte die Götter nicht ferner versuchen, und eilte zu meinem Koffer, denn es war in jeder Hinsicht die höchste Zeit.

Als guter Staatsbürger führte ich natürlich nichts Mauthbares bei mir, und wurde in wenig Augenblicken erlöst. Man machte auf meinen Koffer, wie auf alle übrigen, einen Kreidestrich, und so bezeichnet, durfte ich mit meinen Sachen die Ausgangsthür passiren. Bald saßen wir wieder im offenen Wagen beisammen, der Wiener nämlich, die Wienerin und ich. Die beiden gelehrten Herren dagegen hatten einen andern Waggon bestiegen: sie flohen meine Nähe! England war in einem Charabane, und auch die dicke freundliche Dame befand sich in demselben Waggon, nur in einer andern Ecke. Hier in Verviers fing man schon an, Zeitungen und Broschüren öffentlich anzubieten, wie es in Belgien und Frankreich in den Theatern Mode ist. Auch lief ein Mensch in einer weißen Blouse den Zug auf und ab, seine Beinkleider hatte er auf das Solideste unten mit Leder besetzt. Er redete jeden Wagen ungefähr an, wie folgt; »Meine Herren und Damen, viele von Ihnen werden Paris sehen wollen, die Hauptstadt Frankreichs und Europa's, den Mittelpunkt der ganzen Welt! Ich erlaube mir, Ihnen eine Karte zu überreichen, eine Karte der uneigennützigsten und solidesten Gesellschaft, die je von Brüssel nach Paris gefahren. Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie! Mittags und Abends! In zweiundzwanzig Stunden! eher früher als später, die besten und bequemsten Wagen.« Auf diese Art schrie der Kerl in Einem fort, während er bald rechts, bald links bei uns vorbei lief. Obgleich ich im Ganzen dergleichen Anpreisungen hasse, und mich wie bei

Privat-Lotterien und allen dergleichen Geschichten nicht gern darauf einlasse, so kam ich doch hier zu einer Karte und wußte nicht, wie. Ich hatte wohl, aber sehr entfernt, daran gedacht, Paris zu sehen, und wandte mich bei dem Anruf des Menschen etwas herum. In demselben Augenblick schob er mir auch schon eine Karte zwischen die Finger und versicherte mir nochmals, es sei die beste Gesellschaft. Jetzt zog die Locomotive langsam an, und ich hörte durch das Geräusch des Dampfes nur einzelne Sätze, die er stärker betonte. »Ganz bequeme Wagen – in zweiundzwanzig Stunden präcis!« Ich steckte die Karte zu mir und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch sich zu einem solchen Commissions-Geschäfte hergab, das doch gewiß nichts einbrachte.

War schon von Aachen nach Verviers die Gegend reizend und interessant gewesen, so konnte man in der That nichts Anmuthigeres sehen, als die Thäler, durch welche wir nun dahin flogen. Die Bahn, welche sich so recht eigensinnig auf dem geraderen Wege über Thal und Berg einen Durchgang erzwang, deckte so viele heimliche Schönheiten auf, die sich bis dahin fern von der staubigen Landstraße verborgen hatten. Bald kamen kleine freundliche Dörfer, deren Häuser um ein ungeheures Fabrikgebäude mit rauchendem Schornstein gruppiert waren, gerade wie sich in alter Zeit die Landbewohner um Thurm und Warte eines alten Ritterschlusses scharten, nur in anderm Sinne: hier suchten sie Schutz, dort fanden sie Nahrung.

Nach der Scene im Mauthhause hatte ich mit meiner Nachbarin noch kein Wort gewechselt. Der Herr Gemahl schaute etwas verdrießlich drein und behauptete, sein Kopfweg plage ihn mehr als vorhin. Die Dame schaute zum Wagen hinaus und hatte mir noch keinen einzigen Blick geschenkt. Ich wußte aber auch wahrhaftig nicht, wie ich das Gespräch wieder beginnen sollte – von der Gegend und dem Wetter, das war zu gesucht, ich wollte unbefangen erscheinen. Die Wienerin hatte ihren Shawl etwas zurückgeworfen und ich konnte kein Auge von der verfluchten dritten Schleife verwenden. Überhaupt war mir das ganze Schleifensystem etwas Neues, doch hielt ich in Gedanken der ganzen Mode der Überröcke eine kleine Lobrede, malte mir die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Kleidungsstückes so lebhaft aus, daß meine Phantasie nun plötzlich Worte bekam und ich, vielleicht ein wenig unpassend, meiner hübschen Nachbarin versicherte, gegen ein gewöhnliches Kleid, habe ein Überrock für mich

etwas ungemein Reizendes, ja, Poetisches. Sie wandte den Kopf herum und sah mich mit einem seltsamen Blick an. Anfänglich war dieser Blick etwas ernst, doch spielte er ins Freundliche, und plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus, wobei sie auf eine Schaar junger Fohlen zeigte, die neben der Bahn auf einer Wiese ihre possierlichen Sprünge machten. Wenn ich nur hätte heraus bringen können, wem das Gelächter gegolten, den Fohlen oder der dritten Schleife! Doch war ich schon zufrieden, daß ihre ernste Laune gewichen war und sie mit mir über die lustigsten Dinge lachte und sprach. Obgleich mir einer der Conducteure versicherte, die Wagenzüge von Verviers nach Lüttich würden, der vielen Brücken, Tunnels, Krümmungen wegen, nur sehr langsam geführt, so konnte ich doch das gar nicht finden, sondern wir waren im Umsehen in letzterer Stadt. Das Aus- und Einpacken der Passagiere dauert hier eine kleine halbe Stunde; dann geht der Convoi, von einer stehenden Maschine gezogen, ziemlich steil den Berg hinauf, nach Ans, wo die schöne malerische Gegend aufhört und man auf einer ungeheuren Ebene dahin fliegt. Wenn auch alles Land rechts und links aufs Herrlichste angebaut ist und einem üppigen Garten gleicht, so ermüden doch die unabsehbaren Flächen das Auge, und man kann in Versuchung kommen, die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin fährt, noch langsam zu finden. Wir verließen die Waggonn, und mein guter Wiener mit seiner schönen Frau nahm seinen Platz in der Diligence wieder ein. Da ich den meinigen in einem Charabane genommen, so hätte ich sie verlassen müssen, doch waren diese zweiten Plätze so entsetzlich überfüllt, daß ich bloß aus dem Grunde mein Billet zur ersten Wagenklasse umtauschte. Und so saßen wir wieder beisammen im traulichen Verein. Auch die dicke Dame hatte sich zu uns gefunden. – Doch die gelehrten Herren sah man niemals wieder! So kamen wir nach Tirlemont, woselbst noch als schwache Erinnerung an die Berge ein kleiner Tunnel zu passiren ist, erreichten bald Löwen, dann Mecheln, das Eisenbahnherz Belgiens, wo alle Linien ihren Zusammenfluß haben und Alles aus- und einströmt.

Hier dauert das Ein- und Aussteigen eine ziemliche Zeit. Von hier aus werden Wagen gewechselt, und man muß sich genau in Acht nehmen, daß man auf den richtigen Zug gelangt, denn es gehen zuweilen zu gleicher Zeit hier Züge nach Aachen, Antwerpen, Brüssel und Ostende ab. In der letzten Zeit hatten wir in unserer Diligence

große Berathungen über die Wahl des Gasthofes angestellt, den wir in Brüssel gemeinschaftlich beziehen wollten. Die kleine Frau meinte: Wir sind unser drei, wir können Morgens ausgehen, um zusammen zu frühstücken, können ohne zu große Kosten einen eigenen Wagen nehmen, kurz, leben ganz *en famille*. Der alte Herr, der mich lieb gewonnen zu haben schien, indem er mich für einen sehr practischen Menschen hielt, da ich nämlich zufällig in Tirlemont die Flucht seines Nachtsackes verhütet, willigte ebenfalls in dieses Zusammenleben, und ich sträubte mich wahrhaftig nicht dagegen.

In Mecheln stiegen die Beiden einen Augenblick aus, und ich unterließ nicht, ihnen nochmals die größte Vorsicht anzuempfehlen, damit sie den richtigen Wagenzug nicht verfehlten. Indessen nahm das Getümmel auf dem Bahnhofe zu, es war hier eine wahre Überschwemmung von Passagieren, Koffern und Mantelsäcken, Alles drängte und wogte durcheinander. Die Locomotiven fuhren zischend auf und ab, es begann die große Glocke zu läuten, und Alles eilte seinen Plätzen zu. »Nach Brüssel!« schrie der Conducteur, der auf unserm Wagenschlage stand; ich wiederholte eben so laut: nach Brüssel, und spähte dabei ängstlich um mich her, ohne von den Beiden auch nur das Geringste zu entdecken. Der Menschenknäul auf dem Bahnhofe war aber auch gar zu groß, und die lebendige Strömung aus den Wartesälen wollte gar nicht aufhören. Jetzt blasen die Conducteure des antwerpener Zugs, der zuerst fortging, und die Locomotive fährt dicht bei unsern Wagen vorüber. Hinter der Locomotive kommt der Tender, dann einige Packwagen, und die Geschwindigkeit des Fahrens nimmt zu. Nun folgen einige offene Wagen, jetzt die Diligence, und in einer derselben sehe ich zu meinem größten Schrecken meine hübsche Wienerin mit ihrem Gemahl sitzen, die lustig nach Antwerpen steuerten. Ich lehne mich zum Wagenschlage hinaus und schreie so laut wie möglich: »Aber um Gottes willen! wo wollen Sie hin?« – »Nach Brüssel,« antwortete die Dame und setzte mit einem sonderbaren Blick hinzu: »Warum haben Sie Ihre Reiseroute geändert?« – Heilige Gerechtigkeit, das war zu hart bestraft. Ich stürzte an den Wagenschlag, welchen der Conducteur eben abgeschlossen. »Wohin, mein Herr?« ruft mir dieser zu, als ich versuchte, das Schloß zu öffnen. – »Nach Brüssel,« schreie ich ihm entgegen. – »Sie sind auf dem rechten Zuge.« – »Nein, nein,« entgegnete ich, ich muß nach Antwerpen.« – »Ja so,« antwortete er mir eben so gleichgültig, »das ist zu

spät. Der Convoi hat schon den Bahnhof verlassen.« Sehr verstimmt werfe ich mich in die Ecke der Diligence, konnte aber nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens nicht umhin, über diese höchst unangenehme Verwechslung zu lachen, indem ich bei mir überlegte, welch' merkwürdigen Einfluß die Eisenbahnen auf unsere socialen Verhältnisse ausübten.

Ungefähr um drei Uhr Nachmittags langte ich, statt in angenehmer Gesellschaft, allein und ziemlich ärgerlich in Brüssel an. Ich ging ins »Hotel de Flandre«, und befand mich in der Laune, in der man ein schlechtes Zimmer doppelt empfindet, und dieß ward mir in dem sonst ausgezeichneten Gasthofs, der großen Menge Fremden wegen, zu Theil. Ich kannte Brüssel schon von früher her, hatte seine Merkwürdigkeiten alle gesehen, und würde mich nur in der angenehmen Gesellschaft von heute Morgen ein paar Tage gut amüsirt haben. Dadurch, daß die Hauptstraße dieser Stadt, die *rue de Madeleine*, vom *Place royal* steil den Berg hinab geht, wird das behagliche Flaniren, sonst in fremden Städten eine meiner liebsten Beschäftigungen, hier zu einer wahren Arbeit. Als ich meine Briefftasche auf den Tisch legte, fiel mir die Karte in die Hände, die mir in Verviers der Commissionär gegeben, und mir kam plötzlich der Gedanke: »Wie, wenn du die sechs Tage, die du für Brüssel, Antwerpen, Ostende &c. bestimmt, dazu anwenden würdest, einen Begriff von der Häusermasse zu bekommen, die man Paris nennt?« Mehr konnte ich natürlich in der Zeit doch nicht profitiren, ich zündete mir eine Cigarre an, und schritt die Straße hinab, indem ich die auf meiner Karte angegebene Hausnummer suchte. Endlich finde ich das Haus, das von oben bis unten mit großen Placaten bedeckt ist, auf denen man mit ellenlangen Buchstaben lesen kann: »*Paris, midi et soir.*« Ich verglich nochmals meine Karte mit der Firma, die über der Thür angebracht war, und als ich nun vor dem Bureau stand und nach den Abfahrtsstunden der Wagen nach Paris forschte, fiel mir plötzlich ein, wie sehr ich heute Mittag Unrecht gehabt, die Thätigkeit des Commissionärs in Verviers für eine nutzlose anzusehen, denn hatte ich mich doch selbst durch ihn bestimmen lassen, gerade diese und keine andere Anstalt aufzusuchen. Der Beamte war sehr artig, und nachdem er mir ebenfalls versichert, seine Gesellschaft habe die bequemsten Wagen, setzte er mir auseinander, daß man hier in Brüssel den Platz bis nach Paris bezahle. Die Gesellschaft lasse alsdann die Passagiere eine halbe Stunde vor

der Abfahrt in ihren betreffenden Hotels abholen und nach der Eisenbahn führen. Diese Abfahrtsstunde sei Mittags ein Uhr; man führe mit der Eisenbahn bis Quiévrain, wo alsdann die Messagerie bereit stände, um die Passagiere nach Paris zu befördern. Die ganze Fahrt dauerte nicht über zweiundzwanzig Stunden. Nachdem er mir dieß Alles auseinander gesetzt, sah er wegen eines Platzes für Morgen in seinen Listen nach, und es fand sich, daß nur noch ein einziger, und dieser gerade in der Rotunde, frei war.

Für den, der die Einrichtung der französischen Eilwagen nicht kennt, bemerke ich, daß ein solcher viererlei Plätze hat, deren Preise sehr verschieden sind. Um mit der Höhe anzufangen, ist oben auf dem Wagen das Banquet, auch Imperiale oder Cabriolet genannt, doch ist die erste Benennung die allgemeine, dann kommt das Coupé, der beste und teuerste Platz, nach demselben der Interieur, der eigentliche Wagenkörper, und an diesem hängt hinten die Rotunde, zu acht Personen eingerichtet, eigentlich nur zu sechs, doch stopft man eher mehr wie acht, als weniger hinein. Von dem Fahren in dieser Rotunde nun hatte mir einer meiner Freunde, der freilich mit außerordentlich langen Gliedmaßen begabt, und dessen Laune überhaupt leicht zu trüben ist, eine wahrhaft jammervolle Schilderung gemacht, wie er, zwischen zwei dicken Damen eingeklemmt, von diesen wie von zwei Mühlsteinen in der Nacht fast gemahlen wurde, während ihm gegenüber ein sechs und ein halb Schuh langer Nationalgardist saß, dessen Beine mit den seinigen nicht gut harmonirten. Wenn ich überhaupt nach Paris fahren wollte, so mußte es, um nicht einen Tag zu verlieren, morgen geschehen. Doch wie gesagt, vor der Rotunde hatte ich einen unüberwindlichen Abscheu, weßhalb ich dem Beamten mein Bedauern ausdrückte, diesen Platz nicht annehmen zu können, und mich an eine andere Gesellschaft in derselben Straße wandte. Es war die wohlbekannte und berühmte der Herren Lafitte, Gaillard und Comp. Hier war auch schon Alles ziemlich besetzt, doch fanden sich noch Plätze auf dem Banquet und glücklicher Weise *un coin*, d. h. Eckplatz, worauf man namentlich in dem Banquet zu sehen hat. Man zeigte mir dort in einem Reservewagen diesen *coin* auf dem Banquet, den ich einnehmen könnte, und obgleich sich der Sitz sehr in der Höhe befand, so schien es mir doch da oben, was frische Luft und Aussicht anbelangt, nicht übel zu sein. Auch dachte ich: wenn der Wagen umschlägt, was zuweilen vorkommt, so hast du Numero

eins und kommst nicht unter die Räder. Ferner wußte mir der Beamte so viel Gutes und Angenehmes von dem Banquet vorzuschwatzen, sogar von der Liebenswürdigkeit des Conducteurs, der morgen zufällig fahre, daß ich mich kurz entschloß, meine 45 Francs bezahlte und eine Karte erhielt Numero 1 auf dem Banquet. So war ich denn unwiderruflich für Paris bestimmt und zog meines Weges. Abends wurden im königlichen Theater »Die Krondiamanten« von Auber gegeben, eine mir bekannte Oper, weßhalb ich es vorzog, das kleine neugebaute *Théâtre de nouveautés* zu besuchen. Hier wurde ein neues Vaudeville gegeben: »*Paris voleur*«, und obendrein hieß es auf dem Zettel: die Maschinerie würde durch Dampf getrieben. Dieß war nun allerdings ein kleiner Puff, denn obgleich sich wirklich zu diesem Zweck eine Dampfmaschine hier befand, hatte man noch keine Concession erhalten, um sie in Wirksamkeit treten zu lassen, weßhalb heute noch Alles auf dem natürlichen Wege vor sich ging. Überhaupt kann ich die Nützlichkeit und Brauchbarkeit einer Dampfmaschine, um die Decorationen zu bewegen, nicht einsehen, und wenn auch vielleicht ein Ersparniß an Menschenkräften bewirkt wird, so erfordert doch die Maschine ihren Maschinisten, ihren Heizer &c., und muß vielleicht Nachmittags um 3, 4 Uhr schon geheizt werden, um für jeden Act einmal die Decoration zu wechseln; denn ich kenne keines von den neuen französischen Stücken, weder Oper, Vaudeville, noch Trauer- und Lustspiel, wo die Decoration nicht den ganzen Act stehen bliebe. Was aber die Ausschmückung und Einrichtung dieses neuen Theaters betrifft, so fand ich sie äußerst zweckmäßig, zierlich und elegant. Das Haus ist klein und hat nur vier Logenreihen; statt eines schweren Kronleuchters, der die obere Gallerie teilweise am Sehen verhindert, befinden sich an den Logenbrüstungen des ersten und zweiten Ranges große Gasflammen, mit matt geschliffenen Gläsern bedeckt, die ein helles und schönes Licht geben. Die Decke, welche gewölbt ist, besteht theilweise aus gemaltem Glas, hinter dem ebenfalls Gasflammen brennen, welche auf diese Art ein gedämpftes, wohlthuendes Licht verbreiten.

Von dem Stücke selbst kann ich nicht umhin zu sagen, daß es äußerst schlecht war, und wurde es, wie viele dergleichen Neuigkeiten, nur durch ein oder zwei beliebte Künstler gehalten, so wie durch einige Couplets, weil sie voll Bezüglichkeiten waren. Am nächsten Morgen, es mochte ungefähr sechs Uhr sein, kam der Kellner und sprach

mir von einem älteren Herrn, der gestern Abend spät von Antwerpen gekommen sei und sich nach mir erkundigt habe. Überrascht fuhr ich aus dem Bett empor, und meine erste Frage war, ob der Herr allein gekommen sei. »Ja wohl,« entgegnete der Kellner, »sogar ohne Gepäck.« Ich warf mich verdrießlich wieder hin. »Und will er was von mir?« sagte ich ziemlich heftig. »Ja,« antwortete der Kellner, »da ich ihm sagte, Sie würden heute nach Paris abreisen, so bedauerte er es sehr und wünschte Sie diesen Morgen einen Augenblick zu sehen.«

Indem er so sprach, klopfte es schon an die Stubenthür, und auf mein: Herein, erschien der Kopf meines theuren Begleiters, des Wiener mit der schwarzseidenen Mütze, und nickte mir freundlich zu. »Ha, ha!« lachte er, »das war gestern ein fataler Streich. Meine Frau hat Recht gehabt, indem sie immer behauptete, wir seien auf einem verkehrten Wagen.« – »Und jetzt ist Ihre Frau Gemahlin . . . ?« unterbrach ich ihn. – »Sie ist in Antwerpen geblieben,« entgegnete der Wiener, »hat gestern über Kopf- und alles mögliche andere Weh geklagt und sich bei ihrer Ankunft gleich zu Bette gelegt. Ich benutzte darauf gestern den letzten Zug, theils um nach Ihnen zu forschen, theils um bei meinem hiesigen Bankier Gelder zu erheben.« – »Und wollen Sie einige Tage in Antwerpen bleiben?« fragte ich. – »Das nicht,« entgegnete der Wiener; »denn meine Frau wünscht bald nach Brüssel zu kommen. – Ich hätte sie gestern Abend schon mitgebracht, doch erschien mir die Tour von Cöln nach Antwerpen stark und anstrengend genug. Sie freut sich recht darauf, Sie wieder zu sehen,« setzte er hinzu, »und wir können uns zwei bis drei Tage recht gut amüsiren.« – Ich lachte so recht aus Ingrimme laut auf, indem ich ihm meine Karte zeigte, die Karte für Numero 1 auf dem Banquet nach Paris.

»Ach,« meinte er, »das ist unangenehm. Und wie lange denken Sie auszubleiben?« – »Vor sechs Tagen kann ich nicht zurück sein,« entgegnete ich, während ich ihn um Erlaubniß bat, aufstehen zu dürfen und mich anzuziehen. »Bitte recht sehr,« sprach der höfliche Wiener, »es thut mir wirklich leid, daß Sie abreisen, aber wenn es Ihnen recht ist, können wir wenigstens heute Morgen einmal zusammen frühstücken – *en famille*.

Ich zog mich an und packte meine Geschichten zusammen, bestimmte meinen Koffer zum Dableiben, indem ich nur einen Nachtsack mitnehmen wollte. Dann frühstückten wir beide zusammen, und man kann sich denken, gerade so freundlich und angenehm, so ganz

en famille, wie es die junge Frau gestern vorausgesagt. Der Herr Gemahl war noch so freundlich, mich um ein Uhr an die Eisenbahn zu begleiten, wo ich ihm mit aller Beredsamkeit ein Versprechen abzunöthigen suchte, daß er bis zu meiner Rückkehr hier verweilen wolle. »Sie bleiben mit Ihrer Frau Gemahlin,« sagte ich, »in Antwerpen, wo Sie zwei Tage nöthig haben, um die Rubensgalerie anzusehen, gehen alsdann nach Gent und Brügge und verweilen darauf einige Zeit in Ostende, wo Sie nothwendiger Weise ein paar Seebäder nehmen müssen.«

Obgleich er mir gerade kein festes Versprechen gab, so schien er doch auch nicht abgeneigt, und so trennten wir uns.

Die Bahn von Brüssel nach Valenciennes ist kürzlich wohl fertig geworden, bietet aber wenig Interessantes, da sie beständig durch das flache Land führt. Etwas Unangenehmeres, wie die hiesigen Hemmmaschinen für den ganzen Körper, besonders für die Ohren sind, weiß ich nicht. Vor jeder Station fangen die Conducteure an zu schrauben, um den Lauf der Wagen aufzuhalten, es drücken sich eiserne Stangen gegen die Schienen, was ein so erbärmliches Gekreis und Gezitter verursacht; ich kann es nicht anders vergleichen, als mit dem Tone, wenn man mit einem eisernen Griffel über eine Glasscheibe fährt, nur zehntausendmal verstärkt. Obendrein wird auf dieser Tour fast jeden Augenblick angehalten, zuweilen bei einem einzelnen Hause, wo eine kleine Seitenbahn abgeht und schnurgerade auf eine Menge großer schwarzer Schornsteine führt, wahrscheinlich Eisenfabriken, die sich so mit der Hauptbahn in Verbindung setzen. Ich hatte mich in einen Wagen gesetzt, an dem sich eine Tafel befand, mit dem Worte »Tabagie«, wo man also rauchen konnte. Hier war die Gesellschaft nun freilich sehr gemischt, bestand aber meistens aus jungen lustigen Belgiern und Franzosen, die mit ihrem Lärmen und Schreien selbst die Locomotive übertönten. Da wurden allerhand Späße getrieben, die mitunter nicht gerade zu den zartesten gehörten, oder sie neckten einander, kurz, trieben alle mögliche Spielerei, und so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß fast keiner der jungen Männer anhaltend zwei Secunden lang ruhig sitzen geblieben wäre. Endlich gegen drei Uhr kamen wir nach Quiévrain, wo vor dem Bahnhofe schon drei mächtige Eilwagen vollständig bespannt hielten. Kaum waren wir ausgestiegen, so ging das Geschrei der Conducteure los,

die so schnell wie möglich ihre Passagiere zusammen bringen wollten, um davon zu fahren. Zwischen diesen Messagerieen, der »Messagerie royale«, der »Messagerie Lafitte et Gaillard« und »les Jamelles«, herrscht, besonders da sie zu gleicher Zeit abfahren, immer eine kleine Eifersucht, da jede zuerst in Paris ankommen möchte, weshalb sie alles Mögliche thun, ihre Abfahrt zu beschleunigen und einer vor der andern einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Wenn auch zu diesem Zweck jede Gesellschaft auf der Eisenbahn ihren eigenen Packwagen hat, den sie, angekommen, nur aufzuschließen braucht, um die Güter hinaus zu räumen, so ist doch die Zahl derselben meistens so groß, daß eine ziemliche Zeit darüber hingeht. Ich betrachtete mir indessen unsern Wagen und fand, wenn schon das Banquet auf dem Reservewagen, den man mir in Brüssel gezeigt, hoch genug angebracht war, daß doch die Copie, wie es meist in der Welt geschieht, nur weit hinter dem Original zurückblieb, denn der Sitz, den ich nun besteigen sollte, befand sich in einer wirklich fabelhaften Höhe. Mein erster Versuch, da hinauf zu kommen, mißlang vollständig. Es gehörte auch hierzu eine ganz genaue Kenntniß des Terrains. So lange die eisernen Staffeln an der Seite des Coupés bis auf dessen Dach führten, gelang es mir; doch um von da auf den Sitz des Kutschers zu kommen, mußte man dem Körper einen kräftigen Schwung geben, und um dieß zu bewerkstelligen, hätte ich von unten herauf die erste Stufe statt mit dem rechten, mit dem linken Fuß antreten müssen. Ich mußte also wieder hinunter, und nach mehren Versuchen hatte ich im Auf- und Abklettern eine ziemliche Fertigkeit erworben. Da der Wagen auf den Zwischenstationen oft nur wenige Minuten anhält, so ist es nöthig, bei vorkommenden Gelegenheiten schnell ab- und aufsteigen zu können. Endlich war Alles fertig, doch hatte uns die »Messagerie royale« einen kleinen Vorsprung abgewonnen; denn als unser Postillon die Peitsche aufhob, um in die Pferde zu hauen, fuhr jene schon im vollen Galopp davon, kam uns also um vielleicht fünfzig Schritte voraus was aber hier einen bedeutenden Unterschied macht, indem der Wagen, welcher zuerst vor dem Städtchen Quiévrain, wo die französisch-belgische Gränze ist, bei dem Mauthhause ankommt, auch zuerst visitirt wird, und sonach der andere wohl eine kleine Stunde warten muß. Diese Zeit wird indessen dazu angewandt, ein sehr theures und schlechtes Diner einzunehmen, in einer Restauration, die sich gerade dem Mauthhause gegenüber befindet. Dort fanden

sich nach und nach alle Passagiere ein, und ich hatte Muße, unsere ganze Reisegesellschaft anzuschauen. Ich trat in das Zimmer und erstaunte nicht wenig als ich oben am Tische die beiden würdigen Gelehrten erblickte, die mit mir von Cöln nach Aachen gefahren waren. Da sich neben ihnen noch ein Platz offen befand, so setzte ich mich dorthin und begann ein Gespräch mit ihnen. Schon aus den ersten Worten bemerkte ich, daß ihr Groll gegen mich nachgelassen hatte, denn sie waren freundlicher als neulich, und der eine, indem er lustig mit den Augen blinzelte, fing an, mich über meine wiener Nachbarin etwas zu necken, und ich traute meinen Ohren kaum, als der andere der Herren darauf sagte: »Diesmal sind wir glücklicher als Sie, denn wir haben bei uns im Interieur eine junge Französin, hübsch« – »und« fiel der Andere ein, »sehr anständig.«

Bei diesen Worten sah ich mich neugierig im Saale um, doch war nichts da, was die Beschreibung hätte rechtfertigen können. Außer ein paar unvermeidlichen Soldaten befanden sich am Tische drei alte und sehr dicke Damen, die nebst ein paar Dienstmädchen und Kindern den Inhalt der Rotunde ausmachten. Das Coupé gehörte dreien Damen, die unten am Tische saßen, und die sämtlich über die erste und zweite Periode der Jugend hinüber waren. Die schwarzen Herren, welche den Grund meiner Forschungen wohl erriethen, stießen sich lachend an und vertrauten mir, ihre Gesellschafterin, die sie gemeint, befinde sich noch draußen bei dem Wagen. »Dort aber kommt sie,« sagte der eine, und beide blickten schüchtern und verschämt auf ihre Teller. Ich blickte auf, und offenherzig gestanden, ich hätte den Herren keinen so guten Geschmack zugetraut. Es war eine leichte, allerliebste Figur, die in das Zimmer trat oder vielmehr herein hüpfte. Sie trug einen feinen Strohhut am Arm, und in der Hand hatte sie einen kleinen Frisirkamm, mit welchem sie eben beschäftigt war, ihr schönes braunes Haar zu ordnen. Ihr Anzug bestand aus einem schwarzseidenen Kleide, das sehr einfach gemacht war, und nur eine merkwürdige lange Taille zeigte. Es war eine jener gutgeformten niedlichen Gestalten, wie sie die französischen Künstler, namentlich im »Charivari«, mit wenig Strichen hinzuwerfen verstehen.

Nachdem sie mit der Herstellung ihres Kopfputzes fertig geworden, setzte sie sich uns gegenüber und musterte Jeden von uns der Reihe nach mit einem einzigen vielsagenden, aber sehr sichern Blicke. Der

eine der Herren stieß mich an, und obgleich ich, als gelte es etwas Anderem, gleichgültig die Achseln zuckte, so ärgerte ich mich doch über das gute Glück dieser Herren. Die kleine Französin war, wie gesagt, angenehm, sah auch recht lustig aus, obgleich man ihr auf den ersten Anblick anmerkte, daß sie gerade nicht einer höheren Classe der Gesellschaft angehörte. Während des Diners, bei welchem sie gegen die Gewohnheit der Franzosen ziemlich der Weinflasche zusprach, schaute sie beständig durch das Fenster nach dem Mauthhause, stürzte bald an die Thüre, dem Conducateur zu rufen, bald an das Fenster, um zu sehen, ob ihre Effecten noch nicht an die Reihe kämen. Endlich rief unser Conducateur sie ab, sie nahm seinen Arm und floh mit ihm die Straße nach dem Wagen. Ich machte den beiden Herren meine Gratulation über ihre Eroberung, und um ihnen ihr Betragen von gestern zu vergelten, erlaubte ich mir einige derbe Späße über die Fahrt, die vor uns lag.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Effecten der Dame visitirt waren, und die zollbaren Sachen, brüsseler Spitzen, Foulards &c. wollten kein Ende nehmen. Endlich kam sie wieder und setzte ihr Diner fort. Doch, wie ich schon vorhin bemerkte, sprach sie in Gemeinschaft mit dem Conducateur, den sie zum Essen eingeladen und neben sich gesetzt, etwas zu stark der Weinflasche zu. Es schien mir, als mustere sie meine Persönlichkeit und schenke mir mehr Blicke, als ihrer Wangengesellschaft, den beiden Herren, und ich hatte mich, ich könnte wohl sagen, leider! nicht getäuscht. Nach dem Essen sagte mir der Conducateur, die Dame fürchte sich vor dem Fahren im Interieur und wolle zu uns auf's Banquet hinaufsteigen. Unglückliche Gelehrte! Wie wohlgemuth stiegen sie nach gehaltener Visitation in den Wagen und setzten sich zurecht! Ich war auf mein Banquet hinauf geklettert und Alles in Ordnung gebracht, mit Ausnahme der Französin, denn diese wurde von den Zollbeamten noch einmal freundschaftlich ins Local genöthigt, weil sie eine ungewöhnlich große Reisetasche bei sich trug, mit deren Inhalt sich die Beamten bekannt zu machen wünschten. Endlich war sie befreit, die beiden Herren blickten zum Wagen hinaus und wunderten sich nicht wenig, als eine Leiter gebracht und an das Banquet gesetzt wurde. Jetzt stieg die Dame zu uns herauf, der Postillon hieb auf die Pferde, und wir flogen im Galopp auf der Landstraße dahin.

Wer beim gewöhnlichen Fahren mit unsern Wagen und auf unsern Chausseen es nur im Geringsten unbehaglich findet, wenn sich das Fuhrwerk zuweilen etwas stark auf die Seite neigt, oder wenn er einen Rosselenker hat, der bei andern Fahrzeugen so nah vorbeijagt, daß man kein Blatt Postpapier zwischen die beiden Achsen legen könnte, oder wer sich schon auf die andere Seite drückt, wenn ein solider deutscher Postillon in einem kleinen Bogen um die Ecke fährt, ein solcher besteige nie das Banquet eines französischen Eilwagens, will er nicht während der zwanzigstündigen Fahrt eine eben so lange geistige und leibliche Tortur ausstehen. Die Messengerien sind mit fünf schweren, kräftigen, flamändischen Pferden bespannt, zwei an der Deichsel und drei vorn. Ehe die Fahrt losgeht, leben diese Thiere in beständigem Streit: bald schlägt dieß, bald das, und die andern beißen nach allen Richtungen um sich herum, wobei sie jenes laute kreischende Geschrei ausstoßen, das den Pferden eigen ist. Der Postillon hat jetzt viel mehr sein Augenmerk auf sie zu richten, als während der Fahrt; denn bald prellen die Vorderpferde rechts und links, bald ziehen die Hinterpferde die Deichsel nach der verkehrten Richtung. Dabei ist die Straße, die vielleicht viermal so breit ist, wie unsere Chausseen, auf der Mitte der ganzen Länge von Brüssel nach Paris gepflastert; dieser Steindamm ist so schmal und obendrein erhöht, daß von zwei breiten Wagen, die sich begegnen, die äußern Räder von dem Damme herab auf die Chaussee gleiten, und da sie dort in die weiche Erde manchmal einschneiden, so neigt sich der schwer beladene Wagen so auf die Seite, daß man jeden Augenblick umzuschlagen glaubt. Wer weiß auch, was geschähe, wenn dieses Ausweichen nicht meistens im vollen Galopp vor sich ginge, und äußerst kurz gemacht würde, so daß die vordern Pferde schon wieder auf dem Steindamme sind, um den Wagen hinaus zu ziehen, indeß die hintern Räder noch in die Chaussee einschneiden. Dabei fahren die Postillons bald im scharfen Trab, bald im vollen Galopp, wie es ihnen gerade einfällt, und wenn es einmal eine Zeit lang ziemlich ruhig gegangen ist, und man will den Versuch machen, ein wenig zu schlummern, so wird man durch ein entsetzliches Geschrei des Postillons aufgeschreckt, der in seine fünf Pferde wie toll hinein haut, bis das ganze Gespann in einem vollkommenen Durchgehen in voller Carriere dahin ras't. Unsere Dame auf dem Banquet, die uns offenerzig anvertraute, die Gesellschaft da unten im Wagen, aus lauter

alten Herren und Damen bestehend, sei äußerst langweilig, war von einer auffallenden Lustigkeit, welche mir im Verein mit ihrem stark gerötheten Gesichte nicht recht gefallen wollte. Während der ersten Stunde unseres Fahrens sang sie in Einem fort Couplets aus den neuesten pariser Vaudevilles, oder sie machte dem alten gutmüthigen Conducteur eine Liebeserklärung über die andere, der mich alsdann lächelnd anstieß und mir mit einer Pantomime, als tränke er ein Glas aus, zulächelte. Ich saß aus Galanterie in der Mitte, und die Dame stieß mich ihrerseits ebenfalls an und machte eine Geberde, als habe sie den Conducteur nur zum Besten, und wer weiß, ob die Beiden hinter meinem Rücken nicht mich selbst auslachten. Ich kam mir in der That wie verrathen und verkauft vor und sah mich in einer sonderbaren Gesellschaft; denn hatte ich schon gestern geglaubt, daß meine gute, liebe Wienerin in ihrer Natürlichkeit etwas weit gegangen sei, so bat ich sie für diesen Verdacht jetzt tausendmal um Verzeihung. Im Anfang hatte ich mich, durch ihr äußerst freies Betragen aufgemuntert, mit der Französin in allerlei Redensarten eingelassen, die man gerade nicht überall anbringen darf; doch kam ich hier schön an, denn da sich auch der Conducteur nicht eben äußerst zart in die Unterhaltung mischte, so wurden Sachen und Gegenstände verhandelt, die einem deutschen Ohre aus dem Munde einer Dame doch etwas ungewohnt erscheinen. Ich mußte aber hier wieder der französischen Sprache den großen Vorzug einräumen, den sie für eine leichte Conversation vor unserer soliden deutschen voraus hat; denn wenn ich zuweilen versuchte, eine im Französischen etwas stark klingende Phrase der Dame zu übersetzen, so erschreck ich wirklich selbst vor dem Klange, den diese im Deutschen hatte. Nebenbei wurde diese leichtfertige Unterhaltung von der Französin mit einer gewissen Decenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, jedenfalls aber mit großer Feinheit und Eleganz geführt.

So fuhren wir dahin und kamen nach Valenciennes, wo unsere Pässe visitirt und weggenommen wurden, wogegen wir einen französischen Paß erhielten, der zwei Francs kostete. Die sonst so freien und artigen Franzosen hätten eigentlich schon lange von dieser häßlichen Gewohnheit, sich den Eintritt in ihr Land mit zwei Francs bezahlen zu lassen, abkommen sollen. Ich würde nichts dagegen haben, wenn man sich hiedurch eine Erleichterung erkaufte, aber im Gegentheil, man ist genöthigt, diesen französischen Paß in Paris bei der Abreise

gegen den heimathlichen umzutauschen, wodurch man wenigstens ein paar Stunden Zeit verliert, die man dort weit besser anwenden könnte. Ein Kaufmann, der mit im Wagen war, erzählte mir später, daß er die Wegnahme seines Passes dadurch verhindert, indem er vorgab, er reise nur bis Peronne. Selbst diese französischen Pässe erhält man nicht im Augenblick, sondern ein Kerl in einer halb zerrissenen Blouse rannte dem Wagen bis vor die Stadt nach und überreichte, auf dem Wagentritt stehend, jedem Passagier das Papier, was auch wieder einige Sous kostete. Bald wurde es Nacht, und ich muß gestehen, daß es auf dem Banquet oben gar nicht sehr angenehm war. Es regnete und ging ein kühler Wind, wobei die arme Französin, die nur einen leichten Shawl trug, erbärmlich fror. Sie nahm in Cambray unsern gut gemeinten Rath an, sich ins Interieur zu begeben, wo sie auch blieb bis zum Anbruch des Tages. Dann aber kletterte sie wieder zu uns herauf, um frische Luft zu genießen, wie sie sagte. Waren ihre Gesichtszüge gestern Abend etwas mehr als sanft geröthet gewesen, so sah sie dagegen todtenblaß aus und sehr durchwacht. Ich kann hier nicht umhin, die Artigkeit eines französischen Postillons zu erwähnen, der, als er auf den Wagen steigen wollte, und das traurige Aussehen seiner Landsmännin bemerkte, plötzlich ins Haus zurückeilte und eine frisch aufgegangene duftende Rose brachte, die er ihr mit der Bemerkung überreichte, der süße Geruch würde sie erquicken.

Bald erreichten wir Senlis, wo gefrühstückt wurde, und nach einigen Stunden sahen wir Paris vor uns ausgebreitet liegen. Ich suchte die Kirche Notre-Dame; doch sieht man sie von hier aus nicht. Dagegen ragt der Montmartre hinter der Stadt hervor, das ganze Terrain beherrschend. Bald glänzte uns die große Befestigungslinie entgegen, aus einzelnen Forts, Schanzen und Mauern bestehend, Alles aus weißgrauem Stein aufgebaut. Jetzt erreichten wir das Faubourg St. Martin, wo unser ganzer Wagen gewogen wurde, und dann waren wir in Paris. Ich kann unmöglich beschreiben, welchen Eindruck es auf mich machte, durch diese Straßen, bei diesen Häusern vorbei zu fahren, einen Boden unter mir zu haben, der, um mit den eiteln Franzosen zu sprechen, in so vieler Hinsicht der Mittelpunkt der Welt war und ist. Bei jedem Schritt, den wir vor uns kamen, nahm das Gewühl und Gedränge von Menschen, Equipagen und Karren zu; eben so die eigenthümliche Decoration der Häuser. Hatten sich diese

am äußersten Ende der Vorstadt mit einem oder zwei Aushängeschildern begnügt, so nahm ihre Eitelkeit zu, je weiter wir kamen, und bald sahen wir fast kein Gebäude mehr, das nicht von unten bis oben mit ellenlangen Buchstaben bemalt war, mit Namen von Eigenthümern verschiedener Geschäfte, mit Angaben, welcher Art Magazine sich dort befanden, daneben riesige Theaterzettel oder Anzeigen von Verkäufen. Kurz, jedes Haus erzählte den Vorübergehenden auf das Freundlichste, wen es beherberge und was hier alles für Lebensbedürfnisse und Luxusartikel zu haben seien.

Nun erreichten wir Porte St. Martin, ein schwarzes hochgewölbtes Thor, und eines der wenigen, welches die Revolution verschonte. Wir durchschnitten die Boulevards und kamen in die Stadt, wo das Gedränge und das Spectakel auf eine wahrhaft erschreckende Art zunahm. Ich weiß nicht, soll ich es Leichtsinn, Selbstvertrauen oder Geschicklichkeit nennen, daß der Postillon in vollem Trabe durch die überfüllten Straßen und um scharfe Ecken fuhr. Bei letzteren half der Conducateur den Wagen dirigiren, indem er die Hemmmaschine fleißig und aufmerksam handhabte.

Eine lange Zeit fuhren wir durch die Straße St. Honoré, bis wir die Bureaus der Messagerie erreichten, in einem großen Hofe, mit Eilwagen aller Art vollgepfropft. Meine Begleiterin suchte alsbald ihre Kisten und Kasten zusammen, und

Schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Die beiden Herren sah ich mit ihren Nachtsäcken im Hofe umherirren; vielleicht suchten sie mich, doch war ich mit dem Conducateur und meinem Gepäck beschäftigt; dann sah ich sie zu einem der Hofthore hinausgehen, ehe ich ihnen zurufen konnte. Sie waren fort und natürlich an kein Wiederfinden zu denken. Auch der Conducateur empfahl sich, und so stand ich denn allein, nahm meinen Nachtsack auf die Schulter und suchte ein Unterkommen im Hotel Lafitte neben der Messagerie, was ich auch fand.

Es hat mir einmal ein Freund erzählt, daß er vor langen Jahren mit einem Landsmann, ebenfalls einem Deutschen, durch die Porte St. Martin nach Paris hereinfuhr. Beide wollten hier ihr Glück versuchen; der Eine war ein Schriftschneider, der Andere ein sehr geschickter

Ebenist. Es waren junge Leute und ihr Gepäck natürlich sehr unbedeutend, so daß Jeder es bequem in seine Tasche schieben konnte. Der Schriftschneider spricht mit dem Conducteur und erkundigt sich nach einem wohlfeilen Gasthause, während der Andere auf die Straße hinaus und zufällig in ein Caffeehaus tritt, um dort etwas zu sich zu nehmen. Beide denken, sie werden sich natürlich gleich wieder finden. Doch gerathen sie zufälliger Weise in entgegengesetzter Richtung aus einander. Es wird Abend, und sie finden sich nicht wieder, eben so den andern Tag, da Keiner des Andern Gasthaus weiß. Beide waren traurig darüber, da sie sich so viel Schönes von dem Zusammenleben in Paris versprochen. Doch gehen sie wohlgemuth an ihre Geschäfte, finden Arbeit, sind fleißig und kommen empor, während Jeder vom Andern glaubt, der arme Kerl wird gestorben sein oder nach Hause zurückgekehrt. Endlich nach zwanzig Jahren begegneten sich zufällig zwei wohlbeleibte, wohlhabende Bürger in einem Caffeehause, die sich plötzlich erkennen und sich erinnern, wie sie vor langer Zeit zusammen eingewandert sind.

Ich hatte diese Geschichte immer als etwas fabelhaft betrachtet, obgleich ich manche große Stadt gesehen; aber wie ich hier so allein in die Straße hinausging und dieses unsägliche Menschengewühl erblickte, wie Jeder unbekümmert an dem Andern vorbeieilt, Keiner den Andern grüßt, wie in kleinen Städten, da sich hier selten ein Paar kennt, zweifelte ich nicht mehr an deren Möglichkeit. Wenn man so Stunden lang durch die Straßen gelaufen ist, und nirgends einen Ruhepunkt findet, immer das gleiche unruhig wogende Leben, das hastige Hin- und Herrennen, und wenn man die Unzahl der Wagen erblickt, die unaufhaltsam nach allen Richtungen hinströmen und einen in kurzer Zeit in ganz andere, eben so unbekanntere Stadtviertel bringen, wo man den Rückweg ohne Hülfe nicht mehr findet, so kann man wohl glauben, daß ein Vorfall wie der erwähnte wahr ist. Mir aber passirte dagegen etwas, das meinen eben geführten Beweis für die Möglichkeit jenes Falles beeinträchtigen könnte, wenn nicht Jeder einsehen würde, daß es der allerseltsamste Zufall war. Als ich nämlich von meinem Gasthof auf die Straße trat und auf dem klassischen Boden des Flanirens in dieser schweren Kunst einen schwachen Versuch zu machen begann, sah ich vor einem Hutladen eine Gestalt stehen, die ich augenblicklich für einen meiner Bekannten aus Stuttgart gehalten hätte, wenn ich nicht in Paris gewesen wäre. Es war ein junger

Mann, der sich während der Ferien auf Reisen begeben hatte und der von uns den Namen Reisegespenst erhalten. Er spukte nämlich schon vielleicht acht Tage vor seinem Auszuge in seinem Reiseanzuge umher, und um sich von der Vortrefflichkeit desselben in allen Lagen zu überzeugen, bestieg er Kirchthürme und Berge, wo er schon hundertmal gewesen, setzte sich in ganz miserable Fiaker und quälte uns mit allen möglichen Projecten zur Reise, die er machen wolle, woraus er jeden Abend herzlichen Abschied von uns nahm, und am andern Morgen sahen wir ihn eben so wohlgemuth wieder durch die Straßen wandeln. Endlich an einem schönen Morgen war das Reisegespenst verschwunden, und hier sollte ich es wieder finden. Ja, er war es, ich erkannte die großkarrirten Beinkleider, die grauen Gamaschen, den erbsenfarbigen Rock und den grauen breitkrepmpigen Hut.

Unser Wiedersehen war wirklich rührend. Für mich war es in jeder Hinsicht interessant, das Reisegespenst gefunden zu haben, denn es wandelte schon acht Tage hier herum und konnte mir daher zu mancherlei eine kleine Anleitung geben.

Unterdessen war es spät geworden, und wir hatten nicht viel gesehen, da ich von dem Ungeheuren dieser Stadt mich so ins Flaniren vertieft hatte, daß es fünf Uhr, Essenszeit schlug, ehe wir noch daran dachten. Wir hatten flüchtig das Palais Royal durchirrt, die Tuilerieen, natürlich von außen gesehen, waren auf dem Platze de la Concorde gewesen, warfen einen Blick hinaus auf die Champs Elysees und den Arc-de-Triomphe de l'Etoile, und speisten alsdann für 30 Sous ganz gut zu Mittag. Nachher zog ich mit dem Reisegespenst wieder aus, und wir suchten diesmal die Boulevards auf, wo wir hinauf und hinab rannten, so weit wir kommen konnten. Wenn Paris schon etwas von einer Hauptstadt der Welt hat, und die Boulevards der erste Spaziergang von Paris sind, so sind sie auch der erste Spaziergang der Welt, und das kann man ihnen auch in ihrer Art zugestehen. Wenn freilich der Molo von Neapel bei Mondschein und Meerleuchten, mit dem Vesuv im Hintergrunde, der zuweilen dumpf donnernd eine feurige Lohe ausstößt, auch seine großartigen Schönheiten hat, so ziehe ich doch auf die Dauer die Boulevards von Paris vor. Man hat hier so Alles, was die Seele nur verlangen kann, und braucht nur zuzulangen. Man findet Alles hier bis auf die geringsten Kleinigkeiten schön und appetitlich zugerichtet. Es muß nothwendig im Himmel Boulevards geben oder – doch wir wollen uns in ein Caffeehaus setzen und

Eis essen und lassen die Menge einen Augenblick bei uns vorbeispazieren. Man braucht hier in Paris nicht wie in einer andern Stadt zu fragen: was beginnen wir nun? sondern man fragt sich: wozu haben wir Zeit oder Lust? und so war es auch jetzt. Wir berathschlagten, in welches Theater wir gehen sollten. In welches Theater! wie einem bei der Idee, unter einem Dutzend Theater die Auswahl zu haben, so sonderbar wird, wenn man aus einer deutschen Residenz kommt, wo jede Woche einmal in einem einzigen gespielt wird. Wir entschieden uns für das Theater der Porte St. Martin. Dort wurde ein fünftages Spectakelstück, »Don Cesar de Bassan«, gegeben, in welchem Frederic Lemaitre glänzte. Es war mir interessant, diesen berühmten Künstler zu sehen. Das heutige Stück entstand, indem Lemaitre, welchem der Charakter des Don Cesar im Ruy Blas sehr zusagte, sich von ein paar jungen Autoren ein Stück schreiben ließ, in welchem derselbe Don Cesar, wie schon der Titel des Stücks besagt, die Hauptrolle hat. Es war ein wahres Spectakelstück, die erste Scene ein öffentlicher Markt zu Madrid, Volksgetümmel, Tanz von Zigeunern, deren Königin oder Herzogin ein paar Arien singt. Sie ist die Primadonna und muß durch das ganze Stück in allen Fächern wirken. Sie tanzt, sie singt und schauspielert. Es kommt ein Page, der in irgend einem Cavallerie-Regimente dient und von seinem Capitän mißhandelt worden ist – jetzt erscheint Lemaitre, Don Cesar, der heruntergekommene, leichtsinnige, ausschweifende Mensch von guter Familie, Alles an ihm hierzu wunderbar übereinstimmend: der nachlässige Gang, das heisere Organ und das einzig zusammengestellte Costume, ein Costume, das, aus Sammt und Damast bestehend, vor der Zeit prachtvoll gewesen war, und der es trägt, weiß sich noch in den übrig gebliebenen Lumpen mit Anstand zu bewegen; Collet und Beinkleider fahl und abgerissen, der eine Strumpf hängt nachlässig herunter, und dessen Schleife ist vor dem Knie gebunden, während die andere an ihrem Platze sitzt. Der graue Hut trägt Spuren von zahlreichen Hieben, und er so wie die abgenutzte Feder geben deutliches Zeugniß, daß der Kopf, den sie schmücken, nicht immer unter gutem Obdach und auf seidenen Polstern ruht. Das einzige Wohlerhaltene an seinem ganzen Anzuge ist seine Waffe, der überaus lange Stoßdegen, auf dem der sehr zerfetzte roth und weiße Mantel ruht. Nachdem er den Pagen natürlicherweise beschützt, ersticht er den Capitän und wird dafür,

da man sich gerade in der heiligen Woche befindet, zum Tode verurtheilt. Wahrhaft groß ist Lemaitre im zweiten Akt, wo er im Gefängniß nachlässig auf einem Lehnstuhl ausgestreckt liegt, neben sich die Wanduhr, die ihm anzeigt, daß er nur noch zwei Stunden zu leben hat. Es versteht sich aber von selbst, daß er von dem Pagen gerettet wird. Das Stück an sich ist ziemlich schwach und würde ohne Lemaitre gar nichts machen. Es ist Schade, daß das heisere Organ, welches im ersten Akte nach einer durchschwelgten Nacht so ganz an seinem Platze ist, nicht angenommen, sondern sein natürliches ist. Man muß genau Achtung geben, um ihn zu verstehen. Der große Künstler soll auch im Leben etwas sehr Don Cesar de Bassan sein; anständig und nobel, aber sehr ausschweifend.

Am andern Morgen nahm ich mir einen Fiaker und kutschirte in Paris herum, um zu sehen, so viel es mir möglich. Berauscht, wie ich war von all' dem Großen, kann ich mir selbst von dem Gesehenen kein klares Bild machen, viel weniger einem Andern. Was soll ich mehr sagen, als daß ich im Pantheon, im Dom der Invaliden und in St. Denis war, daß ich vom Louvre so viel wie möglich sah, daß ich aus den Thurm der Kirche Notre Dame stieg, im Pflanzengarten die Affen und Bären sah, im Palais Royal umherlief, den berühmten und berühmten Greve- und Carousselplatz besuchte und alsdann spät am Abend verwirrt und betäubt zu Bette ging! Gott soll mich bewahren, daß ich es wage, etwas über diese allgewaltige Stadt zu schreiben, selbst wenn ich auch statt zwei Tage vierzehn Tage da gewesen wäre. Auch bin ich überzeugt, daß man mir dieß gern erlassen wird. Da ich aber die Fahrt auf der Messagerie aufs Gründlichste kennen gelernt habe, so will ich noch eine schwache Schilderung der Rückfahrt von Paris nach Brüssel versuchen, die mit der Herfahrt Ähnlichkeit hatte, aber doch ganz verschieden war, – Ähnlichkeit, da es dasselbe unaufhörlich lange Pflaster war, dieselbe reizlose Gegend, und die gleichen Stationen; verschieden aber durch unsere Reisegesellschaft, die äußerst zahlreich, ja, zu zahlreich war. Wie die untern Regionen des Wagens besetzt waren, darum kümmerte ich mich wenig; bis zu uns drang kein Ächzen der Rotundebewohner.

Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte &c.

sagte der unsterbliche Schiller irgendwo. Aber wenn wir auch Freiheit und frische Luft dort oben genug hatten, so war letztere so stark

mit Regen vermischt, daß wir die schlechten flatternden Ledervorhänge vergeblich anstrebten, um uns dagegen zu schützen. Mit dem Conducteur, der sich durch das Regenwetter getrieben, zu uns herinsetzte, waren wir zu Vier auf dem Banquet, lauter hübsche, gut gewachsene, aber sehr beleibte junge Leute. Ich saß zwischen zwei Franzosen eingekeilt, die mich sonderbar ansahen, als ich meine Cigarrendose herausholte, und mich darauf ganz naiv mit einem Blick auf den Conducteur fragten; »Aber Sie wollen rauchen, mein Herr?« – »Ja so, es ist in den französischen Eilwagen verboten, zu rauchen, selbst auf dem Banquet, wenn keine Damen da sind.« – »Allerdings, mein Herr!« – »Sehr gut!«

Und schon wollte ich meine Cigarre in größter Ruhe wieder einschieben, als mir die beiden höflichen Franzosen, wahrscheinlich durch meine Folgsamkeit gerührt, versicherten, so eine kleine Cigarre würde ihnen nichts schaden, ich möchte sie nur rauchen. Unsere Lage dort oben war in Wahrheit schrecklich. Keiner konnte sich neben dem Andern rühren. Der Regen goß in Strömen und drang zu uns herein, und hinter unserm Sitze war das Leder nicht befestigt, so daß Niemand den Kopf anlehnen konnte. Und dabei hatten wir vierundzwanzig Stunden vor uns, die beim furchtbaren Schütteln des Wagens auf dem entsetzlichen Pflaster also zugebracht werden mußten.

So kamen wir zur Vorstadt St. Martin heraus, passirten die Barrière und fuhren in scharfem Trabe davon, als wir plötzlich vor uns auf der Straße einen Mann gewahr wurden, der sich in sonderbarer Lage befand. Er streckte die Arme nach uns aus, in der Art, wie es Beter an der Straße vor Heiligenbildern zu thun pflegen. Gäbe es heut zu Tage schon Luftdampfschiffe, so hätte man ihn für einen Passagier halten können, der mit seinen sämtlichen Effekten einem solchen entfallen wäre. In seiner Nähe war weder Wagen noch Haus, noch sonst etwas zu sehen, und doch befand er sich hier mitten im Regen, umgeben von zwei Koffern, einem Nachtsack und ein paar Hutschachteln. Es dauerte indessen nicht lange, so wurden wir durch den Conducteur belehrt, daß der Mann dort ein sogenannter blinder Passagier sei, einer seiner besten Freunde, der um Alles in der Welt morgen nach Brüssel müßte.

»Es ist ein Franzose, meine Herren,« haranguirte uns der Conduc-teur, »ein Landsmann, der sich in Verlegenheit befindet, wir müs-sen ihm helfen.« – »Ja, ein Landsmann,« wiederholten seufzend mei-ne beiden Reisegefährten, »aber wohin mit ihm?« Der Wagen hielt, und der Conducteur ließ sich die beiden Koffer, Hutschachteln und Nachtsack heraufreichen und überließ dem Neuangekommenen sei-nen Platz auf dem Banquet, wogegen er sich trotz des dichten Regens hinaus zum Postillon setzte. Der blinde Passagier, ein wohlgenährter Epicier der Rue St. Honoré, kletterte mit Mühe zu uns herauf, denn neben einem nassen Mantel, den er auf den Schultern trug, hinderten ihn ein paar große Melonen, die er unter dem Arme hielt, an freier Bewegung. Glücklicher Weise kam er nicht neben mir zu sitzen. Sein Mantel troff von Nässe, ein Umstand, der nur seinem Nachbar zu Gu-te kam. Dagegen aber verbreitete sich der unangenehme Geruch der überreifen Melonen schnell durch den ganzen Wagen. So fuhren wir dahin, eingekeilter als je, und wir alle vier lieferten einen schlagenden Beweis, was der Mensch nicht alles auszuhalten vermag. Es dun-kelte schon, als wir in Peronne einfuhren, wo dinirt wurde. Der Regen war hier so stark geworden, daß unsere Mäntel während des Herab-steigens vom Wagen fast durchnäßt wurden. Das Essen war leidlich und der Wein gut. Bei Tische sahen wir, wie ungeheuer alle Räume des Wagens angefüllt waren, man hörte nichts wie Klagen über das Wetter, über das Pflaster und über die langweilige Fahrt. Bald mahnte der Conducteur zum Aufbruch, und wir zwängten uns wieder auf unsere Marterbank zusammen.

Da das Wetter immer abscheulicher wurde, so hatte der Conduc-teur für den blinden Passagier eine andere Unterkunft gefunden, die aber für den Unglücklichen nichts weniger als angenehm war. Er mußte hinter das Banquet zu dem Gepäck kriechen, wo durch Ver-schiebung einiger Koffer und Frachtstücke ein Raum hergerichtet war, daß ein Mensch zusammengekauert sitzen konnte. Obgleich wir sehr darum gebeten hatten, man möchte das Leder hinter unserm Rücken schließen, so bedauerte der Conducteur, daß er es nicht thun könne, indem alle Schnallen gerissen seien. Nebenbei fuhr das Passagiergut auf dem Verdeck des Wagens hinter uns hin und her, und stieß uns nicht selten empfindlich an die Köpfe. Die beiden Melonen waren unter dem Sitze angebracht worden, und so fuhren wir in finsterer Nacht dahin. Von Schlafen war natürlich keine Rede; denn nachdem

anfänglich der blinde Passagier lachend seine schreckliche Lage vorgestellt, behauptete er sehr ernsthaft, das sei gar nicht zum Aushalten, und er würde morgen früh an allen Gliedern zerschlagen oder erstickt sein.

»Conducteur,« schrie er, »es herrscht unter den Koffern und Hutschachteln eine wahre Revolution; ich bin Aristokrat, aber die Volkspartei ist mächtiger, ich werde hinausvotirt. Conducteur, denken Sie um Gotteswillen, wenn der Wagen umschlägt. O, ich werde alsdann zermalmt auf dem Boden ankommen.« – So ging es ohne Unterbrechung fort. Bald zwängte er seinen Kopf durch das Leder hinter uns und bat, wir möchten doch auf seine Melonen wohl Acht haben, daß ihnen kein Leides geschehe. Meine Nachbarn gaben ihm hier und da lachend Antworten, und nur der Conducteur, der gern schlafen wollte, brummte ihm verdrießlich zu, er möchte doch um Gottes willen Ruhe halten. Aber es war keine Rede davon. Schwieg er eine Viertelstunde lang, so begann sein Geschrei nur desto ärger und heftiger. »Conducteur!« schrie er, »ich ersticke, ich bin ganz todt! O, ich unglücklicher Mensch! Meine Herren, ich nehme Sie zum Zeugen, daß mir der Conducteur meuchelmörderisch nach dem Leben trachtet!«

So kamen wir nach Cambray, und meine Uhr zeigte mir, daß es glücklicher Weise schon Mitternacht sei. Als wir diese Festung hinter uns hatten, wurde der blinde Passagier etwas ruhiger, und wir fingen an, uns auf ein Bischen Schlaf zu freuen. Ich lehnte meinen Kopf gegen einen schweren Koffer, der sich mir freundschaftlich von hinten genähert, und befand mich so eine Zeit lang zwischen Schlafen und Wachen, als der unausstehliche Mensch wieder anfang: »Conducteur, he, Conducteur!« – »Zum Teufel, lassen Sie mich zufrieden!« – »Conducteur!« – »Was gibts denn um Gottes willen?« – »Haben Sie das Buch der Hundert und Eins gelesen, Conducteur?« – »Ach, ich wollte, daß Sie mich in Frieden ließen!« – »Haben Sie es gelesen?« schrie er lauter. »Oder Sie, meine Herren?« wandte er sich an uns.

Meine Nachbarn lachten und erwiderten ihm, daß sie es freilich kannten, aber was die Frage heißen sollte. »Also haben Sie es gelesen?« fuhr er fort. »Ein famoses Buch, Sie werden sich des Kapitels von der Morgue erinnern, die Erzählung von der Amme aus der Normandie, die mit dem ihr anvertrauten Kinde, einem unmündigen Jüngling, nach Paris reist. O, meine Herren! Das arme Kind gerieth,

wie ich, unter das Gepäck; es kam erstickt nach Paris, wie ich erstickt nach Brüssel kommen werde. Conducteur! gibt es eine Morgue in Brüssel?« Jetzt aber vereinigten wir unsere Vorstellungen mit denen des Conducteurs und baten vereint um Ruhe, worauf der blinde Passagier hinter dem Leder her mit dumpfer Stimme zur Antwort gab: er wolle sein Möglichstes thun, aber es sei hart, stillschweigend sterben zu müssen.

Jetzt hatten wir eine Zeit lang Ruhe, und würden wahrscheinlich aus Ermüdung eingeschlafen sein, wenn nicht unglücklicher Weise eine der Melonen unter dem Sitze hervor und zu den Füßen meines Nachbarn gerollt wäre. Dieser dehnte sich schlaftrunken aus und bohrte seine beiden Absätze so heftig in die reife Frucht, daß sie auseinander platzte und einen wahrhaft betäubenden Geruch verbreitete. Dieser mußte sogar bis hinter den Ledervorhang gedrungen sein, denn wenige Sekunden später meldete sich der blinde Passagier aufs Neue und erkundigte sich besorgt, ob mit seinen Melonen etwas vorgefallen sei. Mein Nachbar verhehlte ihm das Unglück nicht, das geschehen, worauf der Jammer des armen Epicier so groß ward, daß wir in ein allgemeines Gelächter ausbrachen. Anfänglich ärgerte er sich darüber, doch bald stimmte er mit ein, und bat sich nur die Freiheit aus, sein Unglück bejammern zu dürfen, was er denn auch so überaus kräftig that, daß von einem Schlafen ferner die Rede gar nicht mehr sein konnte.

Glücklicher Weise dämmerte bald der Morgen auf, und wir erreichten Valenciennes. Bald kamen wir nach Quiévrain, wo wir uns zum Eintritt in Belgien einer Visitation unterwerfen mußten, die aber sehr gelinde ausfiel.

Eine halbe Stunde darauf saß ich auf dem guten Polster des Eisenbahnwagens und floh gen Brüssel. Der blinde Passagier mit den Melonen befand sich in einem andern Wagen, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Doch ist mir jetzt, mehr als ein Jahr nach dieser denkwürdigen Nacht, der Geruch von Melonen so zuwider, daß ich nicht im Stande wäre, ein Stückchen dieser Frucht zu essen.

Wie glücklich war ich, als ich nach der so schlimm zugebrachten Nacht eine Stunde in meinem bequemen Zimmer des »Hotel de Flandre« zu Brüssel ausruhen konnte, und alsdann neu gestärkt, auf die Straße ging. Unter dem Thorweg des Gasthofes sah ich einen Herrn und eine Dame, welche die Eisenbahnkarte eifrig studirten.

Beide schienen mir nicht fremd, und als ich näher trat, erkannte ich den Wiener mit seiner liebenswürdigen Frau, welche sich unter den Abfahrtsstunden eine für sie passende aussuchten, um nach Aachen zurückzukehren. Glücklicher Weise ließen sie sich bereden, noch ein paar Tage in Brüssel zu bleiben, und wenn mir die Dame auch anfänglich ein böses Gesicht machte, daß ich sie in Mecheln so schnöde verlassen, (denn sie gab mir die Schuld) so wurde sie doch bald wieder überaus lieb und freundlich, und wir verbrachten noch ein paar recht vergnügte Tage *en famille* im »Hotel de Flandre« zu Brüssel.